

Roger Van de Velde: „Knisternde Schädel“

Der kleine Irrsinn

Von Tobias Lehmkuhl

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 14.02.2024

Ein Klassiker des 20. Jahrhunderts erstmals auf Deutsch: Roger Van de Veldes Erzählungen aus der Psychiatrie bildstark und komisch.

Es ist ein Trugschluss, dass in einer Psychiatrie von morgens bis abends der blanke Irrsinn herrscht. Schon der großzügige Einsatz von Beruhigungsmitteln steht dem entgegen. Vor allem aber ist nicht jeder Geisteskranke davon besessen, unentwegt seinem Wahnsinn Ausdruck zu verleihen: Den ganzen Tag Napoleon spielen, sich die Kleider vom Leib reißen und das Mobiliar zertrümmern, wäre einfach zu anstrengend. Überhaupt macht man sich falsche Vorstellungen davon, was Geisteskrankheit überhaupt bedeutet, und dazu noch zu verschiedenen Zeiten ganz unterschiedliche. Wer schmerzmittelabhängig ist wie der Schriftsteller Roger Van de Velde, doch in der Lage, derart luzide Erzählungen zu schreiben wie nur wenige andere Schriftsteller des 20.

Jahrhunderts, würde heutzutage, das steht zumindest zu hoffen, nicht in eine geschlossene Anstalt gesperrt. Aber klar, der eine oder andere hat wirklich eine Schraube locker.

„Wie er da breitbeinig in der Türöffnung zum Treppenhaus stand, so groß und drohend mit vorquellenden Augen und blutverschmierten Händen, erinnerte er mich an den geblendeten Ödipus in seinem Zorn. Beklommenes Schweigen legte sich wie ein nasses Laken über den Saal, und alle blickten mit angehaltenem Atem auf Jules Leroy, der den schlaffen Kadaver wie eine scheußliche Trophäe grinsend in die Höhe hielt. Es war der weiße Kater Puschkin, den wir alle ins Herz geschlossen hatten. Sein Schädel war zu Brei zerquetscht.“

Feine Risse im Gewebe

In den meisten der zwanzig kurzen Erzählungen, die „Knisternde Schädel“ versammelt, stehen nicht die spektakulären Verrücktheiten im Mittelpunkt. Der Kater Puschkin ist das einzige arme Tier, das in Van de Veldes Irrenanstalt dran glauben muss. Nein, es sind die feinen Risse im Gewebe, die den Autor interessieren, die kleinen Fenster in den Wahnsinn, die sich überraschend auftun. Denn vordergründig verhalten sich hier alle mehr oder weniger normal, sie haben ihre Vergangenheit als brave Familienväter oder als Matrosen auf Ozeandampfern. Sie spielen

Roger Van de Velde

Knisternde Schädel

Aus dem Niederländischen von Anette Wunschel

Suhrkamp Verlag, Berlin

144 Seiten

20 Euro

gerne Schach und sind ganz ausgezeichnete Maler. Nur gab es irgendwann in ihrem Leben einen Bruch. Deswegen neigen Van de Veldes Mitpatienten, die eher Mitinsassen im sehr rigiden und ungerechten Psychiatrie-System der sechziger Jahre in Belgien sind, keineswegs alle zu Gewalt, im Gegenteil, die meisten von ihnen sind friedliche Wunderlinge, die lediglich ihre Ticks pflegen.

„Daniel rauchte nur an drei, höchstens vier Tagen pro Monat, dann aber wie wild von morgens bis abends, sozusagen an einem Stück durch, und noch dazu die längsten Zigaretten, die mir je untergekommen sind. Mit den Blättchen drehte er je drei Zigaretten aneinander und verstaute dann einen Teil des Vorrats sorgfältig in einer flachen, rotlackierten Pinseldose mit einem aufgemalten goldenen chinesischen Drachen, die er wie einen kostbaren Besitz immer bei sich trug.“

Roger Van de Velde genügt ein kleines Detail, um eine Szene anschaulich zu machen oder eine Figur zu charakterisieren. Sei es die Zigarettenmarke, der Drache auf der Pinseldose, sei es, wie im Fall des Katzenmörders, der Vergleich mit dem geblendeten Ödipus. So lebendig tritt einem die kleine Welt der geschlossenen Anstalt entgegen, dass man meint, selbst dabei zu sein: Van de Velde schreibt als scheinbar unbeteiligter Beobachter, als Außenstehender, der bei aller vordergründigen Objektivität doch geradezu liebevollen Anteil nimmt am tollen Treiben.

Der Schrei des Rebhuhns

Man spürt keinen Hauch von Bitterkeit oder Trauer über die eigene Situation. Auch wenn der Autor „Ich“ sagt und ganz eindeutig aus eigener Erfahrung spricht, geht es ihm niemals um sich selbst. Er erzählt so skurrile wie rührende Episoden vom Leben und Sterben in der Anstalt, dass man sich nach wenigen Sätzen geradezu heimisch fühlt – und dann umso überraschter ist, auf welchen Wegen das Ungezähmte, Unzivilisierte und Irrationale immer wieder ausbricht und sichtbar wird.

„Da bekam Daniel seine Krise. Er stieß den durchdringenden Schrei eines Rebhuhns aus, rannte auf seinen Stelzenbeinen durch den Saal und verschwand in dem kleinen Verschlag neben der Küche. Bevor der Aufseher eingreifen konnte, hatte er eine Viertelflasche Allzweckreiniger verschluckt. Mit Feuer im Darm und grünlichem Schaum vor dem Mund wurde er schleunigst ins Hospital überstellt. Zum Glück war nichts Schlimmes passiert. Leonard, der wegen der Prostata im selben Krankenhaus lag, schrieb schon nach einer Woche, dass Daniel sich rasch erhole und viele Apfelsinen esse, was ohne Zweifel ein gutes Zeichen war.“

Van de Veldes Erzählungen ähneln kleinen Vignetten. Sie haben etwas Zeitloses an sich. Auch weil es Anette Wunschel gelungen ist, den natürlichen, lockeren und doch geradezu klassischen Sprachgestus rückstandslos ins Deutsche zu übertragen. Dieses Buch sollte in keiner Anstaltsbibliothek, ja überhaupt in keiner Bibliothek fehlen.